

(Nachdruck verboten.)

## 68] Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

Von Robert Schweißel.

Beide begaben sich nach der Burg, welche der Stadt als Arsenal diente. Eine Zugbrücke, die dies- und jenseits eines tiefen, wasserlosen Grabens von dicken, runden Thortürmen geschützt wurde, führte von der Herrengasse in die Vorderburg. Hohe Mauern mit Schießlöchern und Erkern und Thürmen an den Ecken umschlossen den Bau, aus dem in der Hinterburg der Pharamundsturm gewaltig aufragte. In der Vorderburg wurde einst das kaiserliche Landgericht geholt und auf der nördlichen Seite bezeichnete noch das auf sechs Steinsäulen ruhende Giebeldach mit steinernen Säulen darunter für den Landrichter und die zwölf Schöffen die Stätte. Auf der Südseite, vor den letzten Resten des sogenannten weißen Thurms, erhob sich mit einem steinernen Kreuz auf der Giebelspitze zweistöckig die Burgkapelle mit schönen byzantinischen Fenstern. Das obere Stockwerk behauste den Kaplan, als hier noch Gottesdienst gehalten wurde. In den Gebäuden, deren nach der Stadt gekehrte Giebelseiten in die Ringmauer mit einbezogen waren, lagerten die Waffen und Rüstungen, in den Thürmen das Pulver. Die schweren Belagerungsgeschütze, auf ungefügen Stützgestellen und Rädern ruhend, standen unter freiem Himmel. Von den riesigen Rohren waren einige mit braunem, andere mit grünem Klotz überzogen.

Der Stadthauptmann von Adelsheim empfing die beiden Gesandten, die zu ihrer stillen Bewunderung die Vorderburg voll Menschen fanden. Abrecht von Adelsheim erklärte ihnen den Umstand, indem er sie zu den für sie bestimmten Ständen führte. Die Leute wollten von diesem Abschied nehmen, da sie wohl schwerlich wiederkämen. Er that es in einer Weise, die deutlich verrieth, wie sehr es ihn selber verdroß, sie hergeben zu müssen. „Auch die Weiber?“ lachte aus dem Schultheißen von Ochsenfurt der reichlich genossene Wein. „Ich hab' immer vermeint, daß ihnen ein gülden Ringlein lieber wäre, als die schönste Kartaune.“ Denn das weibliche Geschlecht war fast zahlreicher vertreten, als das männliche. Das kriegsrauhe Gesicht des Stadthauptmanns färbte sich dunkler, wußte er doch nur zu gut, welchen Antheil die Neugierde daran hatte. Denn seine Braut hatte ihn überredet, sie und ihre Freundin gleichfalls nach der Burg mitzunehmen. Und er mußte sie den beiden Gesandten aufführen, nachdem dieselben oder vielmehr Florian Geyer sämtliche Stücke sachkundig in Augenschein genommen hatte und sie nun zu den für die Bauernschaft bestimmten, als den wirklich besten, zurückkehrten. Die beiden Mädchen standen neben einem der hundertpfündigen Geschütze und ihre schlante Schönheit bildete einen reizenden Gegensatz zu dem ungeflachten Nordwerkzeuge. „Alle Wetter,“ konnte Hans Pezold bei ihrem Anblick ziemlich vernehmlich auszurufen sich nicht enthalten, und er fügte in seiner Weinlaune hinzu, als die Mädchen lachten: „Betrüben sich die Fräulein nicht zu sehr, sie sollen ihre Schooßhündelein schon wieder kriegen.“

„Wenn es nach mir ginge, so müßten sie alle an unzerreißbare Ketten gelegt werden, damit sie keinen Schaden mehr thun könnten,“ ärgerte Gabriele und sah dabei Florian Geyer an, dessen Augen mit unerkennbarem Wohlgefallen auf ihrer schönen Erscheinung ruhten. „Es ist schrecklich, daß der Mensch solche Ungeheuer erfunden hat, um Seinesgleichen zu morden.“

„Sagen wir vielmehr, es sei schrecklich, daß der Mensch gezwungen ist, dergleichen zu erfinden, um sich vor Seinesgleichen zu beschützen,“ antwortete Florian Geyer freundlich.

„Und wenn es noch dem Türken gälte; aber Deutsche gegen Deutsche,“ rief Gabriele lebhaft.

„Das sage ich auch,“ mischte Sabine sich ein und wurde wegen dieser Aeußerung von ihrem Bräutigam berufen.

„Um so schlimmer, mein schönes Fräulein,“ entgegnete Florian Geyer mit großem Ernst, „daß der Unterdrückte gezwungen ist, zu solchen Mitteln wider seine Dränger zu greifen.“

„Aber es hat immer Herren und Knechte gegeben und es ist wider alle natürliche und göttliche Ordnung, daß der Bauer

dem Edelmann gleich sein will,“ versetzte Gabriele mit blühenden Augen.

Florian Geyer sah lächelnd auf sie herab und sagte: „Aber die Gerechtigkeit verstößt nicht darwider und sie macht die Ungleichheit unter den Menschen wett, wenn es nicht, wie es Gottes Sohn gebietet — die Liebe thut.“

Gabriele schlug die Augen nieder. Ehe sie eine Antwort fand, hieß es: „Platz! Platz!“ und sie mußten vor einer kleinen Schaar von Bürgertöchtern und jungen Männern bei Seite treten, die mit Gewinden von Eichenlaub und Blumenkränzen kamen und damit die beiden Kartaunen zu schmücken begannen. Florian Geyer schaute ihnen mit gekreuzten Armen zu und merkte nicht, wie die Augen Gabriele's und Sabine's an ihm hingen. Er wandte sich wieder der ersteren zu und fragte: „Ist das nicht hübsch? Fast scheint's, als ob die Ungeheuer unter den Blumenkränzen lächelten.“

Die schöne Gabriele erröthete, als ob sie auf einem Unrecht ertappt worden wäre. „Es macht so heiß,“ sagte sie und versuchte dem Gedränge zu entklimpfen, das sich während des Bekränzens um die Kartaune gebildet hatte. Florian Geyer war ihr dabei behilflich. Als sie sich freier bewegen konnte, antwortete sie ihm auf seine Aeußerung: „Ihr seid ein Krieger und da begreife ich Eure Freude über den Anblick. Ich aber bin ein Mädchen und mir erscheinen die Ungethüme unter Blumen um so graufiger. Ach, soll denn diese gewaltthätige Zeit nimmer ein Ende nehmen? Ich wollte, daß es endlich Frieden würde!“ Sie sah ihm tief in die Augen und ein Seufzer hob ihren Busen.

Der Blick machte ihn ein wenig verwirrt. „Ich theile Euren Wunsch von ganzem Herzen,“ sagte er und sie erwiderte lebhaft: „Er ist erfüllt, wenn Ihr, ein Edelmann und Freund der armen Leute, die Hand dazu bietet.“

„Wollt Ihr die Gewähr dafür übernehmen, daß den armen Leuten Gerechtigkeit werde?“ fragte er mit einem leisen Lächeln über ihren Eifer, der ihm gestel. Ohne Gewähr voller Gerechtigkeit ist Frieden unmöglich.“

„Mir wäre kein Preis zu hoch, um ihn zu erkämpfen. Aber was könnte ich als Weib dazu beitragen? Wir können wohl Wunden heilen, die das Schwert schlägt, aber nicht das Schwert aufhalten, das sie schlägt.“ Halb seufzte, halb lächelte sie und blickte ihn dabei mit einer träumerisch verschleierten Gluth an.

„Und schlägt die Schönheit keine Wunden?“ fragte er mit einem Anfluge von Scherz, fuhr aber sogleich mit einer herzlichen Aufrichtigkeit fort: „Verzeihet, Fräulein! Ich habe eine höhere Anerkennung für Euch als diejenige der wunderbaren Schönheit, die Euch ziert. Ihr denket und empfindet ebenso edel, wie Ihr schön seid!“

Gabriele wurde dunkelroth, ihre Lippen öffneten sich ein wenig und sie schloß die Augen.

Eine rauhe Stimme schreckte sie jäh auf. Es war die des Stadthauptmanns, der mit Sabine und Pezold herantrat. Sie hatte, während sie sich mit dem Schultheiß und ihrem Bräutigam unterhielt, kein Auge von ihrer Freundin und Florian Geyer verwendet, und die Freundschaft bewahrte sie nicht davor, daß sich in ihrem Herzen die Eiferjucht auf Gabriele regte. Der Stadthauptmann bat um Entschuldigung, daß er störe; die Burg mußte geschlossen werden. Gabriele zeigte ihm ein gar unmutig Gesicht. Florian Geyer und Pezold empfahlen sich. Gabriele reichte dem ersteren ihre Rechte, von der sie den gestickten Handschuh abgezogen hatte, wobei sie mit einem Lächeln, das ein tiefer Blick aus ihren dunklen Augen begleitete, sagte: „Vergesst nicht der Freunde in Nothenburg.“

Der Blick und die weiße weiche Hand in der feinigsten machten ihm das Herz seltsam warm. Er drückte aber ihre Hand nur stumm und ging. —

Als Kaspar am nächsten Morgen mit Schwert und Büchse nach Sattenhofen kam, fand er das bäuerliche Geleit bereits versammelt. Der alte Eschlich hatte nicht versucht, ihn von seinem Vorsatz abzuwenden. Doch schien ihm der Abschied von dem Sohne schwer zu fallen; er hatte dessen Hand lange festgehalten und ihn stumm angefaßt und ihn zuletzt auf den Mund geküßt. Kaspar war darüber fast erschrocken; denn als weichmüthig kannte er seinen Vater nicht und er erinnerte

sich nicht, daß der Alte ihn seit seinen Kinderjahren je geküßt hätte, nicht, als er auf die Wanderschaft gegangen, noch als er zurückgekommen war. Er machte sich Gedanken darüber und es war ihm daher lieb, daß der lange Lienhart, der mit Sebastian Raab das Geleit führen sollte, mit dessen Ordnung so beschäftigt war, daß er ihn nur vom Gaul herunter die Hand reichen konnte. Auch war der Lange in keiner guten Laune; das merkte Kaspar an seinem grimmigen Fluchen.

Die Bauern aus dem Nischgrunde hatten die Nachricht gebracht, daß der Markgraf Kasimir mit starker Macht bei Illesheim stehe und sein Volk an der Grenze des Rothensburger Gebiets hintreibe. Die Vorsicht gebot daher, um einen etwaigen Ueberfall zu vermeiden, anstatt auf der geraden Straße nach Würzburg auf einem Umwege durch das Tauberthal über Röttingen zu ziehen. Der Umweg war weit und deshalb um so verdrießlicher, daß das Geschütz auf sich warten ließ. Endlich langte es, von etlichen städtischen Knechten begleitet, an, jedes der beiden schweren Stücke mit acht starkknochigen Säulen bespannt, dazu drei Wagen mit Pulver und Kugeln und ein gerüsteter Reifswagen. An der Spitze ritt der Büchsenmeister der Stadt, Hans Wapler, ein martialischer Mann, dessen große Nase über dem dicken Schnauzbart an Alpenglühern gemahnte. Den Beschluß machten der junge Spelt und Ehrenfried Kumpf, den auf seinen Wunsch Dr. Karlstadt begleitete.

„Himmel, Herrgott,“ murzte der lange Lienhart, so wie er des letzteren ansichtig wurde, „als ob wir nit schon mehr als übergenug Geistliches im Ausschuß hätten.“ Dem kleinen schwarzen Doktor schien die kriegerische Ausfahrt auch nicht sonderlich zu gefallen, und er hatte guten Grund dazu.

Der lange Lienhart gab sofort den Befehl zum Aufbruch. Während man links in den Taubergrund hinabzog, berief die große Glocke in Rothensburg die Gemeinde nach dem Münster von St. Jakob. Räte und Ausschuß nahmen auf dem hohen Orgelchor, unter dem die Klingengasse hindurchführt, Plaz. Florian Geyer trat an die Brüstung und bei dem Erscheinen der hohen Gestalt mit den groß und kühn blinkenden Augen wurde das Sprechen, Räuspern, Husten und Fußscharren in den drei Schiffen allmählig stille. Den weiten, dreifach gewölbten Raum mit seiner klangvollen Stimme füllend, verkündete er der Bürgerschaft das vereinbarte Bündniß. Wie gestern, so sprach er auch heute mit Klarheit und hohem Ernst von der Bedeutung der Bruderschaft und schloß: „Vedenket aber vor allem, daß der Bund der Stadt mit der Bauernschaft allein die Freiheit der Bürger und ihren Gewerbsleiß zu schützen und zu schirmen vermag vor dem Feudalismus der geistlichen und weltlichen Herren, der beide knechtet und ausfaugt.“

Das zündete, und von jenen Wachen, welche nicht die Geschlechter umfaßten, scholl lebhafteste Zustimmung zum Chor hinauf. Als es wieder ruhig geworden war, verlas Pfarrer Denner die Artikel, worauf dann Georg Bermeter die Gemeinde aufforderte, den Bruderbund zu beschwören. „Doch wisset,“ fügte Florian Geyer hinzu, „ob auch einer die Hand nicht erhebe zum Schwur und vermeint, dadurch ledig zu sein der Pflicht gegen den Bund, so wird er dennoch angesehen werden, als habe er den Eid geleistet.“ Nun betrat Dr. Deutschlin die Kanzel am Mittelpfeiler des Hauptschiffes und, seine Worte mit erhobenen Schwurhingen nachsprechend, beschworen die beiden Räte, der Ausschuß und die Gemeinde die Artikel bei Gott dem Allmächtigen und auf das heilige Evangelium. Erasmus von Muslor, Konrad Eberhard und noch etliche von den Geschlechtern erhoben nicht die Finger und sprachen den Eid nicht nach, und Stephan von Menzungen merkte sie sich. Hierauf traten die beiden Gesandten an die Brüstung des Chors und gelobten im Namen des Fränkischen Heeres dem Bunde unverbrüchliche Treue. „Amen!“ sprach Dr. Deutschlin auf der Kanzel.

Florian Geyer wäre nach dem feierlichen Akte gern ohne weiteren Aufenthalt nach Würzburg zurückgeritten. Das ließ sich jedoch nicht thun. Denn nach dem Brauche der Zeit mußte das Bündniß noch fleißig begossen werden, sollte es rechte Kraft haben. Zu diesem Behufe lud der Bürgermeister die Gesandten auf die Herren-Trintstube, allwo ihrer ein Zumbiß harnte und der Becher zahllose gestürzt wurden.

Wie die Leute aus der Kirche quollen, erscholl es plötzlich: „Luget! Luget!“ und viele Hände deuteten in die Höhe. Eine seltene Naturerscheinung bot sich den Blicken dar. Bei völlig klarem Himmel zeigte sich die im Mittag stehende

Sonne von einem Regenbogen umgeben. Nach der natürlichen Ursache der Erscheinung forschte niemand, sondern überall, wo die Menschen wie auf dem Friedhose, so auf allen Gassen und Plätzen emporstaunend beisammen standen, fragte man einander nur: „Was hat das zu bedeuten? — Welch' gutes oder schlimmes Ereigniß kündigt die Erscheinung an?“

„Ich will's Euch deuten,“ sprach auf dem Kirchhof von St. Jakob der blinde Mönch, der eben von einem Besuch bei dem Kommenthur Christan im Deutschen Haus kam, als er hörte, was es gäbe. „Lofet,“ fuhr er fort, seine lichtlosen Augen auf die Sonne richtend. „Wie der Herr nach der Sintfluth einen Regenbogen über die Welt spannte zum Zeichen seines neuen Bundes mit den Menschen, also bedeutet dieser Bogen, daß der Bruderbund, den ihr just beschworen habt, die Sonne der Freiheit mit einem siebenfachen Wall umgeben und schützen wird. Gott will uns helfen und dräuet den mörderischen Fürsten Gericht und Strafe.“

Damit tastete er mit seinem Stabe den Weg zu seinem Kloster weiter und die Menschen beeilten sich, ihm Raum zu geben. Auf dem Marktplatz blieb er nochmals stehen und wiederholte seine Auslegung der Himmelerrscheinung mit weithin verständlicher Stimme. (Fortsetzung folgt.)

## Nach Spitzbergen.

Seitdem der deutsche Kaiser mit besonderer Vorliebe die nördlichen Meere zu seinen Fahrten aufsucht, ist es auch bei den oberen Zehntausend Mode geworden, Sommertouren nach Norwegen oder gar nach Spitzbergen zu unternehmen. Die großen Kosten der Reise bürgen dafür, daß der Genuß einer solchen nur auf einen verhältnißmäßig kleinen Kreis beschränkt bleibt; die Herrschaften sind also ganz unter sich.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß die Natur in diesen Gegenden mit wunderbarer Pracht und Großartigkeit auftritt, Schönheiten entwickelt, die das Auge eines jeden Naturfreundes entzücken; ja die selbst im Stande sind, die Augen unserer blasirten Lebewelt erstauen zu machen.

Die Hamburg-Amerikanische Padeifahrt-Aktiengesellschaft läßt es sich angelegen sein, diesem Modebedürfniß Rechnung zu tragen, indem sie mit ihren prunkvoll ausgestatteten Schnelldampfern Sonderfahrten nach Norwegen und Spitzbergen arrangirt, wie erst vor kurzem mit der „Augusta Victoria“. Die Fahrt führt an der Westküste Norwegens entlang, berührt die schönsten Punkte derselben! Hardangerfjord, Bergen, Molde, Odde, Trondjemfjord, Tromsø, um dann nach dreitägiger Fahrt von der Nordspitze Norwegens aus die Adventbai auf Spitzbergen zu erreichen.

Die norwegische Küste präsentirt sich dem Reisenden aus der Ferne wie eine einzige, steil ins Meer abfallende, mehrere tausend Fuß hohe Granitmauer. Und doch drängt sich das Meer zum theil 10 Meilen weit in die Gebirgswelt wie z. B. im Hardanger- und Trondjemfjord. Immer neue Scenerien bieten sich dem staunenden Auge des Reisenden dar, während sich das Schiff mit seinem Riesenleib durch die Felsen zwängt, die zu beiden Seiten steil wie eine Mauer zum Himmel ragen und so nahe aneinander rücken, daß man meint, sie mit den Händen greifen zu können.

Die letzte Reise der „Augusta Victoria“ war im allgemeinen vom Wetter begünstigt, nur auf der Ueberfahrt von Norwegen nach Spitzbergen stellte sich dichter Nebel ein, der erst kurz nach dem Eintreffen des Schiffes in der Adventbai schwand; um so schöner und unvermittelter bot sich dann die märchenhafte Pracht dieses Landes dem entzückten Auge.

Das Leben auf einem solchen mit dem raffiniertesten Luxus ausgestatteten Schiffe spottet jeder Beschränkung. Der Fahrpreis für zwei Personen in einer Kabine beträgt 1800 Mark. Dafür erhält der Reisende volle Verköstigung ohne Getränke. Frühmorgens Kaffee oder Thee mit Gebäck, Schinken, Eier, Beefsteak etc., zwischen 9—10 Uhr wird Bouillon herungereicht, auf allen Tischen stehen Platten mit Brötchen, belegt mit allen nur denkbaren Delikatessen. Ein jeder ißt so viel er kann, unaufhörlich werden neue Platten herangeschleppt. Um 12 Uhr ißt „Lunch“, wobei gewöhnlich 5 Gänge warme Speisen gereicht werden nebst verschiedenen Kompots. Um 3 Uhr giebt's Kaffee mit Gebäck, abends um 6 Uhr findet großes Diner statt, bestehend aus mindestens zehn Gängen. Die Fresserei nimmt gar kein Ende, die ausgeschweiften Genüsse werden unaufhörlich von den Stuarts im Schweiße ihres Angesichts heran- und die Reste weggeschleppt; dabei fließt der Sekt wie schon beim Lunch in Strömen. Getränke-Rechnungen entstehen dabei, daß es fast unglücklich ist, wie ein einzelner Mensch im Stande sein kann, in solch kurzer Zeit eine solche Menge Geld durch die Gurgel zu jagen. Die Herren erscheinen beim Diner im schwarzen Frack, die Damen in großer Toilette, d. h. im ausgeschnittenen Kleide. Abends 10 Uhr werden wieder Brötchen herungereicht. Geschlafen wird sehr wenig, da die Sonne in diesen Breitengraden und in dieser Jahreszeit garnicht untergeht.

Während im Salon in unaufhörlicher Reihenfolge bei strahlender elektrischer Beleuchtung gezecht und getafelt wird, stampft und pufset das Schiff seinem Ziele zu.

Und was gehört nun dazu, um solch' einen Schiffskoloz vorwärts zu bringen? Nahezu 200 Menschen, Maschinisten und Kohlenzieher, sind zur Bedienung der gewaltigen Maschinen und Kessel notwendig. Drei Stodwert unter den Salons, in tropischer Hitze, bedeckt mit einer Schicht Ruß, arbeiten die Kohlenzieher, um Nahrung für die Kessel, diese gefährigen Ungeheuer, heranzuschaffen, in Schweiß gebadet legen sie sich nach vierstündiger Schicht zur Ruhe oder empfangen ihre kärgliche Nahrung, fast immer Pökelfleisch. Von all den Genüssen der droben bekommen sie nichts zu sehen. Denn die Menge der Speisen, die von der Tafel abgetragen werden, wandert in die See, höchstens daß die Bedienung etwas davon wegschnappt. Die Schiffsleitung ist der Meinung, „für alle langt es nicht, und dann ist es besser, es bekommt keiner etwas“. Liegt dann das Schiff in einem Hafen oder in einer Bucht vor Anker, so schiebt die See rings um das Schiff in kurzer Zeit aus wie ein Schweinestall, so viel giebt das Schiff von sich. Brot und Brötchen, gebratenes Fleisch, frisches Geflügel, Hummer, Gemüse, Kompot, Salat, Konservendbüchsen, Kisten, Kasten, Körbe, Schachteln und Flaschen, alles schwimmt in lieblichem Durcheinander. Die armen Strandbewohner fahren mit Kähnen um das Schiff und fischen, was ihnen brauchbar dünkt, wieder auf, namentlich die Lebensmittel. Für die schwere, die Kräfte verzehrende Arbeit erhalten die Kohlenzieher monatlich sechzig Mark, eine Summe, die droben in den Salons ein einzelner in einer Stunde für Champagner verbraucht. So wenig die Arbeiter im Feuerraum von all den Herrlichkeiten über ihnen sehen und wissen, so wenig kümmern sich die Herrschaften um das, was da unten vorgeht. Kommt ja mal einem die Unvandalung, sich die Maschinenräume zu betrachten, so mag ihm wohl, wenn er das Unten mit dem Oben vergleicht, blühschnell der Gedanke kommen, daß sie da oben doch eigentlich auf einem Vulkan tanzen.

Zur Unterhaltung der Passagiere befindet sich auch eine Musikkapelle an Bord, abwechselnd werden Konzerte und Välle veranstaltet. Einer dieser Välle fand während der Ueberfahrt nach Spitzbergen statt. Infolge des bösen Rebels war das Schiff vom Kurs abgelenkt, das gesammte Schiffpersonal befand sich in schieferer Umrube. Das Schiff fuhr langsam und mit der Lotleine, das Nebelhorn heulte, und drinnen im Salon tanzte und jubelte die glückliche Gesellschaft, Musik und das Knallen der Champagnerpfropfen ließen die Gefahr nicht erkennen; sie tanzten buchstäblich auf dem Vulkan.

Aber auch sonst wird allerhand Kurzweil getrieben, so z. B. läßt man die Matrosen „Sackhüpfen“, oder es wird eine Leine aufgespannt, Kessel daran gehängt, und nun müssen die Matrosen danach springen und die Früchte zu fassen suchen. Oder ein Trupp Matrosen stellt sich in eine Reihe, jeder erhält ein Stück trockenes Brot in die Hand, wer nach dem Kommando „Los!“ das Brot zuerst hinter-schlingt und dann „Hurrah“ ruft, ist Sieger und erhält den gestifteten Preis; jedoch sieht ihm erst ein Schiffsoffizier in den Mund, ob er das Brot auch wirklich verschlungen hat. Den Umstehenden kommt dabei gar nicht in den Sinn, daß das Spiele sind, wohl für Jungen passend, aber nicht für Männer, auf deren aufopfernde Hilfe die Dänen und Herren in der Stunde der Gefahr angewiesen sind; denn kommt es zu einer Katastrophe, dann klammert sich alles an dieselben Leute, die sie kurz vorher für ein paar Silberlinge zu Narren gemacht haben. Hält sich aber wirklich mal einer über das Unwürdige solcher Spielereien auf, so kann er sicher sein, daß man ihn verächtlich von der Seite ansieht: Er scheint nicht zur „besseren Gesellschaft“ zu gehören.

Nun sollte man meinen, daß es in einer solch' vornehmen Gesellschaft, jederzeit und alles, in bester Harmonie verläuft, umso mehr, als ja von dieser Seite immer weiblich über die Arbeiter geschimpft wird, wenn bei ihren Festen — was übrigens selten vorkommt — Streitigkeiten entstehen. Aber weit gefehlt. Der Seltene hat sich da schon manchen Scherz erlaubt. Ist es doch vorgekommen, daß ein bekannter Berliner Kommerzienrath im Streit, der im Rauchzimmer ausgebrochen, seinem Widerpart einen Teller an den Kopf warf, und sich infolge dessen eine ganz solenne Keilerei entwickelte. Der Tellerwerfer hat ja allerdings nachher viel zu leiden gehabt, denn nicht selten geschah es, sobald er sich in einem Raum niederließ, daß der erste, der seiner ansichtig wurde ausrief: „Silentium, meine Herren! Teller weg!“

Aber das schadet nichts, kann man doch damit renommieren, eine Nordlandsreise gemacht zu haben, und fühlt man sich doch erhaben über die Millionen armer Sterblichen, denen das nöthige Kleingeld zu einer solchen Reise fehlt. —

### Kleines Feuilleton.

— o. — **Vierungstag.** Zwischen zehn und zwölf am Hausbogeiplatz. Vor den hohen Spiegelscheiben der Kaufpaläste Gruppen von Damen, vornehm einfach und prählereich bunt. So scharf wie die ausgestellten Modepuppen werden auch die Lebenden betrachtet. Eine Frau schätzt genau die andere ab, ob wohl die Einfachheit oder die Prunkheit besser den Zweck erreiche, womit sich besser tolettiren lasse.

Hausdiener, Kassenboten, Geschäftsleute gehen ihren eiligen Gang. In einer Straßenede feilschen Geschäftsvermittler. In der Thürnische eines Hauses, über dessen Fassade sich viermal übereinander goldene Firmenschilder ziehen, stehen junge Reisende und Handlungsgesellen. Sie warten auf den „Chef“. Ein junges

Mädchen, das mit einem großen, schwarzen Paden an ihnen vorübergeht, wird angeulkt: „Viel zu früh aufgestanden! Der Alte ist noch nicht da. Brauchen Sie denn so nothwendig den neuen Hut? Hat's nicht mal 'ne halbe Stunde Zeit?“

Das Mädchen lacht: „Ja doch! Können Sie mir nicht noch ein recht großes Portemonnaie leihen? Meins reicht nicht!“

Ein geschmiegeltes Kerlchen hinterher: „Ja, ja . . . gewiß!“

„Ach lassen Sie doch das!“ sagt sie rauh, als er seine Hand auf ihren Arm legt. Wenn sie nicht so erhitet wäre vom Tragen, würde eine heftige Röthe sie überfliegen. An der Treppe bleibt sie aufathmend stehen. Der Weg vom Zionskirchplatz bis hierher ist doch recht weit mit dem Paden. Aber das Geld für die Pferdebahn . . . Vater ist im Krankenhaus . . .

Von der Haltestelle der Pferdebahn her kommt eine Frau. Reich und doch geschmacklos gekleidet, wie die meisten Frauen der Kleinbürger. Nervös eilt sie über den Damm. Kengstlich winkt sie den beiden Mädchen, die ihr mit langen Paden, aus denen Mäntel sehen, nachrennen.

„Wo haben Sie denn Ihren Mann?“ fragt ein Handlungsgeselle im Hausflur.

„Oh der!“ sagt sie schrill, wegwerfend, indem sie weitergeht, „der verdiebt einem bloß die Kundschaft. Der kann nicht weiter wie klug reden und saufen. Unser eener kann nicht genug Geld raus schaffen . . . Nu man siz, rasch, rasch!“ ermahnt sie die jungen Mädchen. Sie hat es immer sehr eilig. Als gälte es das Leben.

Die jungen Leute erzählen sich, wie hochmüthig sie früher gewesen sei, als sie noch im Geschäft als Expedientin arbeitete. Nur einen Meister wollte sie haben; damals ging sie noch sehr geschleidet.

Eine Droschke kommt heran. Hochgepackt mit eingewickelten Mänteln. Von der Erde an laufen junge Männer auf beiden Seiten mit. „Könn'n wir tragen helfen? Könn'n wir tragen helfen?“ Arbeitslose Hausdiener, die hier eine Gelegenheit zu einem kleinen Verdienst entdeckt haben. An der Erde halten sie Auslug und laufen den Droschken entgegen. Der Meister trägt die Hälfte seiner Lieferung selber. Er hat jene harten Züge in seinem bartlosen Gesicht, die man so häufig bei Zwischenmeistern findet. Seine grauen Augen blicken halb gewigt, halb starrköpfig. Ein scharfer Zug geht von den Mundwinkeln hinunter. Egoismus, der durch Unterbieten alles an sich bringen will und sich dadurch ruiniert.

„Die Zeiten sind nicht so glänzend, daß wir unser Geld verschleuten können.“ sagt er zu dem zweiten Hausdiener.

Der dreht sich enttäuscht um. Da kommt eine zweite Droschke an, auch von zwei Abträgern begleitet. Der Meister steigt aus. Elegant wie ein Kaufmann. Spizbart, neuer Anzug, in dem noch die Kniffe sind, reine Wäsche, neue Kravatte, goldene Schlippsnadel und Uhrkette. Er rührt kein Stück an, sondern läßt die Hausdiener zugreifen. Ein Reisender meint: „Dommerwetter! Was Sie wieder liefern! Kaufen Sie hier auch sechshundert Märker, wie neulich bei Wilhelm's, wo Sie für sechs Wochen stehen ließen?“

„Na, selbstverständlich!“

„Das können Sie sich auch bloß leisten, sechs Wochen nicht abrechnen. Jedes Jahr drei neue Anzüge und eine Badereise. Natürlich, Sie kriegen ja auch überall zehn Prozent mehr.“

„Ja, wer sich eben weniger bieten läßt! Was wollen Sie? Soll der Kaufmann die Würstchen essen und ich das Brot? Mir schmeckt die Würstchen auch!“ Lachend geht er den Hausdienern voran.

Die Frauen sehen ihnen nach. Sie möchten wohl gern wissen, was in den Paden ist . . . das Neueste . . . das müßte doch Erfolg haben. —

### Theater.

— Deutsches Theater. Vor acht Tagen etwa wurde Björn Björnson's Schauspiel „Johanna“ am Münchener Residenztheater, am Mittwoch am Deutschen Theater zum ersten Male aufgeführt. Viel Ehre für einen jungen Bühnenschriftsteller! Man hätte eine ganz besondere Ueberraschung erwarten können.

Der Eifer um des jungen Björnson's Schauspiel erklärt sich weniger aus den inneren Werth des Stückes, als daraus, daß Björn der Träger eines berühmten Namens ist. Der Verfasser der Johanna ist der Sohn des Dichters Björnstjerne Björnson; er selber wird sich mit dem Prädikat eines Bühnen-Schriftstellers begnügen müssen. Der junge Björnson ist Theaterfachmann. Früher einmal hat er auch als Mitglied der „Meininger“ der deutschen Bühne angehört.

Sein Schauspiel Johanna gehört nicht gerade zu den unartigen Dramen, wie sie bühnengewandte Fachleute und Schauspieler aus Erinnerungen aus der Beherrschung von Kraft- und Effeltmitteln heraus zusammenstellen. Es ist gewiß nicht original, aber es ist in ihm doch literarischer Respekt bewahrt; und gerade Stille von der Art dieser „Johanna“ können in bloße Theaterpielerei ausarten. Eine Heldin — Björnson's Drama hat noch eine Heldin — eine Künstlerin natürlich soll in kleinlich-phylitstischem Wesen verkommen. Aber sie ringt sich los, sie darf „sich ausleben“. Ein Lieblingssmotiv der norwegischen Dichtung, die alte Sehnsucht, vom Druck heimathlicher Enge frei zu sein. Auch durch die deutsche Bühnenliteratur schreitet diese Künstlerin gerne, mit dem Drang nach Emanzipation. Weist trägt sie ein theatralisches Prunkgewand und wird dann zur Parade-tolle aller Virtuofinnen, wie Magda in der „Heimath“, das

Fräulein mit Anhang. Herr Björnson hat im ganzen diskreteren Farberauftrag gewählt. Im einzelnen freilich ist er den bewährten Theaterpraktiken gefolgt, die Dinge so grobdeutlich darzustellen, daß der dümmste Kerl im Publikum sie begreift. Daß das immer zu Trivialitäten führt, versteht sich von selbst.

Zwischen drei Personen spielen sich die Ereignisse ab. Johanna, die jügendurftige Klavierkünstlerin, droht vor kleinbürgerlichem Druck zu verkümmern. Sie muß Stunden geben; daheim giebt's ein ewiges Kindergeschrei und Geleise, und das schlimmste ist, sie fühlt sich an einen jungen Theologen gebunden, dem sie der sterbende Vater verlobt hatte. Er ist das Ungeheuer, das die Prinzessin laßt, wie ein Sprichwort sagt. Von dem Ungeheuer wird sie erlöst, der Damm wird gebrochen, als der wirkliche Sonnenprinz erscheint, ein Verfeinerer und kein grämlicher Theologe. Jetzt fühlt das blonde Prinzchen neues Leben in den Adern, der Wirbelschmerz der Freunde kommt über sie, und es reizt sie fort, in die Fremde, in die Welt: Ihrer Kunst und dem Leben ist sie geweiht.

Eine Schauspielerin, die im Vorjahre gleich bei ihrem ersten Auftreten aufstieß, gab die Johanna, die tragende Rolle des Stückes. Es ist Fräulein Sarrow. Man wird die Entwidlung dieser Dame verfolgen müssen. Sie ist keine fertige und sie ist auch keine blinde Schauspielerin. Wo sie ekstatische Zustände darstellen soll, erweisen sich ihre Mittel oft als spröde. Wo sie jubelt, wird ihr Ton leicht scharf und schrill. Aber es steckt sicherlich ein kraftvoll künstlerischer Wille in ihr und er bricht durch über das Unfertige und schulmäßig Erlernete. Diesen Willen anzuleiten und zur Reife zu führen, muß Lohn versprechen. —

— Eine Reihe Gratisvorstellungen für Arbeiter will die Direktion des „Dagmar-Theaters“ in Kopenhagen veranstalten. Am letzten Sonntag (28. August) fand die erste dieser Vorstellungen statt. Gegeben wurde Ibsen's „Brand“. —

**Kunst.**

— Käthe Kollwitz sollte, wie die „Tägl. Rundschau“ mittheilt, für ihren, in der diesjährigen Ausstellung hängenden Zyklus von Radirungen und Lithographien „Weberaufstand“ eine zweite Medaille erhalten; „allem Anscheine nach aber ist ihr Name von einer höheren Macht auf der Liste der Auszuzeichnenden gestrichen worden, wie man annehmen kann, aus denselben Gründen, aus denen vor nicht langer Zeit eine Gerhart Hauptmann zuge dachte Auszeichnung unterbleiben mußte“. —

**Erziehung und Unterricht.**

— Aus Paris wird der „Voss. Ztg.“ gemeldet: Infolge eines Berichtes des Professors Mangin hat der Ober-Unterrichtsrath einen weittragenden Beschluß gefaßt, den der Unterrichtsminister Bourgeois nun ausführt, indem er neue Vorschriften für den Unterricht in der Geologie erlassen hat. Nach diesem neuen Programm wird in der fünften oder vierten Klasse (Quarta, Untertertia) den Schülern gezeigt, wie die Erdoberfläche sich fortwährend durch Wasser, Eis u. s. w. verändert. Zu dem Zwecke werden auch Besichtigungen der Umgegend vorgenommen, um den Schülern die Dinge zur Anschauung zu bringen. Zeichnungen, Lichtbilder u. s. w. dienen als weitere Hilfsmittel. In der dritten und zweiten Klasse zeigt der Lehrer die Bildung der Erdkruste mit ihren zeitlich abgegrenzten Schichtungen; die Thiere der Urwelt, die Entdeckungen Cuviers, das Erscheinen des Menschen auf der Erde werden ebenfalls bargelegt. In den beiden Oberklassen wird die eigentliche Paläontologie vorgetragen, also Umwandlung der Rassen und Arten während vorgeschichtlicher und geschichtlicher Zeit, die Umwandlung der lebenden Wesen, die Lehren Darwin's. —

**Gesundheitspflege.**

t. Das rauchfreie Paris. Das amtliche Organ der Pariser Stadtverwaltung hat soeben eine Verordnung des Polizeipräfekten Blanc veröffentlicht, durch die den in Paris ansässigen Fabrikbesitzern mitgetheilt wird, sie hätten innerhalb 6 Monaten die Feuerungsanlagen ihrer Fabriken derart einzurichten, daß kein schwarzer Rauch mehr aus ihnen in die Luft steigt. In Paris wurde in den letzten Jahren über die Rauchverpestung der Luft durch die Fabriken allgemein geklagt. Zuwiderhandlungen werden gerichtlich verfolgt werden. Der Gesundheitsrath und der Stadtrath von Paris hatten die Polizei zu diesem Vorgehen veranlaßt, auch unter dem Hinweis, daß die Facaden der Häuser durch den Rauch der Fabriken Schaden litten. Die Mittel zur Beseitigung der Plage sind: Erhöhung der Schornsteine, Wahl eines geeigneten Brennmaterials und Anwendung von Rauchverzehrern. —

**Bergbau.**

→ Ueber die Petroleum-Industrie Birma's liegt in den Veröffentlichungen der geologischen Aufnahme Indiens eine monographische Arbeit von F. Rölling vor. Die gegenwärtige Jahresproduktion an Petroleum beläuft sich auf rund 250 000 Barrels. Die ursprünglich gehegten Hoffnungen haben sich nicht erfüllt, und jetzt, nachdem das bedeutendste Petroleumfeld untersucht ist, bezweifelt Rölling, daß die Zukunft eine merklliche Steigerung der Produktion bringen wird. Die Fundstätten des Petroleum sind über ein größeres Areal zerstreut, das sich in einer Breite von etwa 60 Kilometern am Ostabhange

des Krakan Yoma hinzieht. Die Petroleumschichten gehören dem Mioän an. Die Destillation des Rohöles ergiebt 50 pCt. Leuchtöle, 40 pCt. Schmieröle und 10 pCt. Paraffine. Die Gewinnungsmethoden sind sehr primitiv und unterscheiden sich nicht von denen vor 100 Jahren. Der Ölbrunnen ist ein mit dicht gelagerten Holzballen ausgeleibeter Schacht mit quadratischem, 0,60 Quadratmeter großem Querschnitt. Beim Abtaufen benutzt man einen Weisel in der Gestalt eines an einem schweren Holzstiel befestigten, eisernen, runden, etwas ausgepöhlten und in zwei Schneiden endenden Schuhs. Dieses Gezäh kann nur in mürben Gebirgsschichten benutzt werden. Feste Schichten werden durch den Fall eines etwa 70 Kilogramm schweren Eisengewichts zertrümmert. Das Eisenstück hat eine Dese und hängt mit einem Seile an einem über dem Brunnen liegenden Balken. Wird das Seil durchschnitten, so fällt das Eisenstück mit voller Wucht auf die zu zertrümmernden Schichten. Dies wird so lange wiederholt, bis das Gestein zerbrochen ist. Der Zeitverlust bei dieser Arbeit ist freilich groß, da nach jedem Fall ein Arbeiter hinuntersteigen muß, um den Eisenklumpen wieder an das Seil zu befestigen. Zum Fördern dienen eine grob gearbeitete Winde, ein Lederseil und gewöhnliche irdene Töpfe. Die Bergleute fahren in den Brunnen an einem starken Seile ein, das an seinem Ende zwei Säcklingen hat, durch die sie ihre Beine stecken. Sie werden von Kulis langsam hinabgelassen und ebenso herausgezogen; beim Herausziehen laufen die Kulis, oft zehn an der Zahl, über eine geneigte Ebene abwärts und ziehen dabei mehr durch ihr Gewicht als durch ihre Muskelkraft das Seil empor.

In den oberen Schichten kann ein Arbeiter etwa 4 Stunden im Brunnen arbeiten, hat dieser jedoch die östföhrenden Schichten erreicht, so vermag der Bergmann infolge der schädlichen Gase nur kurze Zeit unten zu bleiben, so daß nur 10 bis 18 pCt. der Arbeitszeit ausgenutzt werden können. Im Brunnen wird ohne Licht gearbeitet, die Bergleute verbinden deshalb vor dem Einfahren ihre Augen, um sie an die Dunkelheit zu gewöhnen, und sind dann nach dem Lösen der Binden in der Tiefe sofort im Stande, die Arbeit zu beginnen. Zum Schutze gegen herabfallende Steine tragen sie Hüte aus Palmenblättern. —

**Humoristisches.**

— Ohne Konkurrenz. A.: „Wo steckt denn der junge Doktor Müller den ganzen Sommer?“ — B.: „Der hat sich — weil er sonst keine Patienten bekommen — in einer durch Abstürze verächtigten Alpenjchlucht als Arzt niedergelassen.“ —

— Neugierig. Schnorrer (der zwanzig Mark für ein Eisenbahnbillet nach Leipzig zahlte): „Entschuldigend, Herr Kassirer, was kömmt's kosten, wenn mer handeln derste?“ —

— Neuer Radler-Gruß. Radler (der einen andern stürzen sieht, im Vorüberfahren): „Fall heil!“ — (Regged. hum. Bl.)

**Vermischtes vom Tage.**

— In der Nähe von Waren will ein Gutsbesitzer einen Storch beobachtet haben, der hintereinander 14 sechs Tage alte Rebhühner verschlang. —

— Am Sonntag vor acht Tagen wollte sich bei Stallupönen ein Knecht in einem Teiche baden. Bevor er ins Wasser stieg, warf er einen brennenden Zigarrenstummel fort. Dieser fiel auf die am Ufer zusammengelegten Kleider. Als der Knecht aus dem Bade kam, fand er seine Kleider zu einem Häufchen Asche verbrannt. —

— Unter den Mannschaften des Fuß-Artillerie-Regiments 2 in Thorn ist nach einer Meldung des „B. Z.“ die Ruhr ausgebrochen. Von einem Bataillon sollen 40 Mann ins Lazareth gekommen sein. —

e. e. Fünf Lavaströme fließen seit einiger Zeit aus den Krateröffnungen des Vesuv's. Sie sind 1 bis 2 Kilometer lang, ihre Breite beträgt mehr als 200 Meter, der Abfluß der Lavamassen erreicht eine Geschwindigkeit von mehr als 100 Meter in der Stunde. —

— 70 000 Liter Tinte zum Preise von 8000 Fr. hat kürzlich die Stadt Paris für ihre 160 000 Schulkinder angekauft. Man rechnet, daß jedes Pariser Schulkind jährlich 44 Zentiliter Tinte oder wöchentlich ein Zentiliter verbraucht. —

— Die fast unzugängliche Insel La Galite bei Zabarfa an der tunesischen Küste wird von etwa hundert Personen bewohnt, die 18 verschiedene Familien sibilianischen Ursprungs angehören. Sie werden, wie man der „Voss. Ztg.“ schreibt, geboren, leben und sterben und verheirathen sich ohne Standesbeamte, ohne Richter, Priester und Verzte, sie kennen keine Gesetze, zahlen keine Steuern, sie nähren sich gemeinsam von dem Ertrag ihrer Felder und vom Fischfang, und fast niemals betritt der Fuß eines Fremden die Insel. —

— In Chicago hat ein exkommunizirter katholischer Priester den dortigen Erzbischof und den Cardinal und Leiter der Propaganda in Rom, Ledochowski, verklagt. Er sagt, er sei durch die Ausstoßung schwer geschädigt worden. Als Entschädigung verlangt er 50 000 Dollars. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 4. September.